Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 80 (2000)

Heft: 6

Artikel: "Am Anfang war das Wort ..." : zur Historisierung des Wahrheitsgehaltes der Sprache in der abendländischen Zivilisation

Autor: Jurt, Joseph

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-166289

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Joseph Jurt,
geb. 1940 in Willisau-Land/Schweiz. Professor für Romanische Literaturwissenschaft an der Universität Freiburg im Breisgau. Seit 1997 Mitglied des Deutsch-Französischen Kulturrates. Seit 1989 Mitglied des Vorstands des Frankreich-Zentrums, 1992 Chevalier dans l'ordre des Palmes académiques, 1999 Verleihung der Universitätsmedaille der Universität Freiburg, seit Mai 2000 Mitglied des Schweizerischen Wissenschaftsrates.

«Am Anfang war das Wort...»

Zur Historisierung des Wahrheitsgehaltes der Sprache in der abendländischen Zivilisation

Der Schweizer Romanist Joseph Jurt hat mit seinen Schriften einen wesentlichen Beitrag zu einer Auseinandersetzung mit den französischen Poststrukturalisten im deutschsprachigen Raum geleistet. Michael Wirth traf Joseph Jurt im Frankreich-Zentrum der Universität Freiburg im Breisgau, dessen Vorstandsvorsitzender er ist, zu einem Gespräch über die radikale Infragestellung des Logozentrismus, einer der Pfeiler westlichen Denkens, durch die neuere französische Sprachphilosophie.

Michael Wirth: «Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort», heisst es im Johannes Evangelium. Was verbirgt sich hinter der Gebundenheit der abendländischen Zivilisation an das Wort?

Joseph Jurt: Die Idee hinter dem Primat des Wortes impliziert die Selbstpräsenz der Sache. Das Wort ist die Sache, es gibt keine Differenz. Und damit die Idee der Selbstpräsenz der Sache auch trägt, braucht es einen Garanten, einen Urheber des Wortes. Die Garanten sind metaphysischer Natur: Es ist der Begriff «Gott», es ist der Begriff «Mensch», die «Natur». Diese Eckpunkte stehen für die unmittelbare «Selbstverständlichkeit» des Wortes. Die Schrift ist gegenüber dem primären Wort in der abendländischen Tradition lediglich ein Substitut. So sieht es bereits *Augustin.* Anders verhält es sich in der jüdischen Tradition. In der Kabbalistik ist die Schrift das Primäre. Es gibt dort die Vorstellung, dass die Welt entstanden sei aus einer Konfiguration von Buchstaben.

Wurde nicht auch schon in der christlichen Tradition das Primat des Wortes in Zweifel gezogen?

In der Tat kommt es im 17. Jahrhundert bereits zu Erschütterungen der Vorstellung, dass eine Unmittelbarkeit des Bezugs zwischen Wort und Sache existiere. *Michel Foucault* hat dies in seinem Buch «Les mots et les choses» beschrieben. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist die Analogie zwischen dem sprachlichen Zeichen und der bezeichneten Sache, die im Mittelalter festzustellen ist. Man glaubte im Mittelalter, mittels phantasievoller gedanklicher Konstrukte, im Wort etwas zu erkennen, das in der bezeichneten Sache selbst zu finden sei. Dazu gehörte zum Beispiel auch die das christliche Weltbild bestimmende Vorstellung einer Analogie, die Idee, im Mikrokosmos den Makrokosmos wiederzufinden. Im 17. Jahrhundert tritt an die Stelle des Analogiemodells das Repräsentationsmodell. Die Sprache erhält nun eine Dreidimensionalität: die phonetische Seite, den gedanklichen Inhalt und die Sache selbst. Die Beziehung aber zwischen dem sprachlichen Zeichen und dem Inhalt erscheint als arbiträr und nicht mehr motiviert. Man erkennt, dass die sprachlichen Zeichen auf Konvention beruhen.

Wie wirkt sich das in der Lebenswirklichkeit des 17. Jahrhunderts aus?

Ein schönes Beispiel wäre hier *Molières* «Misanthrope». Alceste sagt einmal: *«Qu'en homme d'honneur, on ne lâche aucun mot qui ne parte du cœur.»* Er will, dass die Sprache unmittelbarer Ausdruck des Herzens ist. Hier findet der Traum einer individuellen Sprache seinen Ausdruck. Alceste verkennt jedoch, dass die Sprache ein allgemein anerkannter Code ist und sich deshalb gar nicht individualisieren lassen kann. Das Bewusstsein dieses «Mangels» einerseits und die Erkenntnis der willkürlichen, auf Konventionen beruhenden Zuordnung von Wort und Bedeutung andererseits, führte dazu, dass man damals das Verhältnis zum Wahrheitsgehalt des Gesagten freier gestaltete. Der *honnête homme* darf nicht lügen, aber er muss nicht sagen, was er denkt. Die Sprache wurde zunehmend zum Instrument, mit dem man gleichsam spielen konnte. Alceste hat das nicht begriffen. *Rousseau* fand ja auch den Dialog in der Gesellschaft korrupt, weil – hier hören wir wieder Alceste heraus

– er nicht von Herz zu Herz ging. *Rousseaus* Hass auf *Molière* hat im übrigen hier seinen Grund. *Rousseau* kam mit der Art und Weise, wie die Pariser Gesellschaft die Sprache nutzte, nicht zurecht. Und weil er über das Wort sich selbst nicht zum Ausdruck bringen konnte, musste er – zurückgezogen lebend – schreiben, obwohl er ja eigentlich auch die Schrift ablehnte, weil sie auch nicht unmittelbar war, sondern ein Vermittlungsinstrument.

Der französische Philosoph Jacques Derrida stellt in seinen Schriften, insbesondere in «Die Schrift und die Differenz», seit den sechziger Jahren den Logozentrismus, das Primat des Wortes in Frage.

Für *Jacques Derrida* liegt der Vorteil der Schrift darin, dass ihr nicht die Unmittelbarkeit des Wortes eigen ist. Für ihn ist die Schrift ein Medium, bei der der Urheber, der Garant, nicht unmittelbar präsent ist. Die Schrift schafft einen «Abstand», den *Derrida «différance»* nennt. Zum einen ist damit die fehlende Unmittelbarkeit der Wirkung des gesprochenen Wortes gemeint, zum anderen heisst *«différance»* aber auch das Aufschieben des Sinns, weil Wort und Sinn nicht unmittelbar zur Deckung gelangen. Denn die Schrift zwingt, im Gegensatz zum gesprochenen Wort, den Leser, sie zu entziffern, sie zwingt ihn zu einer interpretatorischen Anstrengung, die dazu führt, dass ein Text nicht von jeder Leserin, jedem Leser gleich verstanden wird. Wort und Sinn driften also auseinander. In der Kontinuität des mündlichen Dialogs hätte man dazu gar keine Zeit.

Aber heute verweisen doch alle Texte auf ihren Urheber?

Derrida argumentiert in der Tat sehr idealtypisch. Er stellt den Logozentrismus in radikalster Form in Frage und stiess damit vor allem in Deutschland auf Ablehnung, weil er sich gegen eine Jahrhunderte lang geltende Tradition wendete. Er geht von der bereits erwähnten kabbalistischen Vorstellung aus, dass im Judentum die Welt aus Schriftzeichen entstand, die Schrift zuerst da war, also das Primat besitzt. In der Tat hat heute in den abendländischen Gesellschaften jedes geschriebene Wort seinen Garanten. Alle Texte werden signiert. Und auch bei nichtsignierten Schriftstücken gibt es Elemente, die auf eine Diskursquelle verweisen. Deshalb verwundert es nicht, dass in der französischen Diskussion der sechziger Jahre, das Subjekt zu einer obsoleten Kategorie wurde. Die Rede vom Verschwinden des Subjekts in der Postmoderne hat hier ihren Ursprung. *Roland Barthes, Michel Foucault, Jacques Lacan, Jacques Derrida* und *François Lyotard* stellen die abendländische Tradition des Diskurses, der von einem Subjekt ausgeht, radikal in Frage.

Carl Spitzweg, Der Briefbote in Rosenthal (um 1858), Öl auf Leinwand, Marburg, Universitätsmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte.
Spitzweg spielt mit dem In-der-Schwebe-Bleiben der Situation. Nur für eine junge Dame ist die Verbindlichkeit des Liebesbriefs bestimmt, doch vorläufig ist die Adressatin dem Briefträger unbekannt. Der alte Mann, der sich vom dunklen Grund scharf und effektvoll abhebt, hält das weisse, vielversprechende Kuvert in die Höhe, und aus allen Fenstern erscheinen die schönen Mädchen und Damen. (Michael Wirth, s. auch Kommentar zum Titelbild auf S. 12)

Wie begründen diese Philosophen das Verschwinden des Subjekts – Roland Barthes spricht gar vom «Tod des Autors»?

Im Grunde handelt es sich hier um eine Historisierung der Vorstellung, dass, gleichsam naturgegeben, jeder Diskurs einen Urheber hat. *Foucault* hat darauf hingewiesen, dass der Subjektgedanke in der neueren europäischen Zivilisationsgeschichte erst in der Renaissance auftaucht und, wie er sagt, auch wieder *«wie ein Zeichen im Sand vom Meer weggespült werden kann»*. Tatsächlich sind die meisten Texte und Bilder des Mittelalters nicht signiert. Während heute jedes Bauwerk einem Architekten zugewiesen werden kann, wissen wir nicht, welche Architekten zum Beispiel die Kathedralen entworfen haben. Ein eindrückliches Erlebnis war für mich 1970 die Teilnahme an einem Seminar von *Roland Barthes,* in dem er uns sagte, dass der Gedanke einer Urheberschaft von geistigen, künstlerischen und auch von materiellen Werken des täglichen Lebens erst mit der Geburt des modernen Kapitalismus im städtischen Renaissancebürgertum begann. Damals entstand die Idee des Autorenrechts, die Idee des geistigen Eigentums. Wir arbeiten bereits mit den Erzeugnissen der Sprache, mit bestehenden Diskursen, beginnen eben nicht am Nullpunkt. Die Idee des Schriftstellers als eines Schöpfers ist relativ jung. Sie tritt mit *Goethe* auf, der vor dem Strassburger Münster stehend die architektonische Leistung mit der Schöpfung der Alpen verglich. Immerhin galt noch bis ins 17. Jahrhundert hinein der Compilator, derjenige also, der Texte lediglich neu zusammenstellt, als ein ehrenhafter «Autor». Heute gilt die Vorstellung, ein sprachliches Werk aus bereits bestehenden Elementen zu schaffen, als obsolet. Jede und jeder stellt sich heute selbst als Schöpfer dar. Dass diese Idee des Autors als eines absoluten Schöpfers eine Selbststilisierung ist, das meinen die französischen Philosophen, wenn sie vom Tode des Autors sprechen.

Auf sein Recht als Urheber einer Schrift zu pochen, hatte für einen Autor auch eine politische Implikation?

Wir beobachten hier einen Selbstermächtigungsprozess des Individuums, der zu seiner Unterstützung den Gesetzgeber, meistens den König, brauchte. Ohne Frage stärkte dies die Stellung des Bürgers gegenüber dem Adel und das Imprimatur, das etwa der französische König geben musste, und das letztlich auch ein Mittel der Zensur war, stärkte nun paradoxerweise die Position des Autors.

Die Schrift zwingt, im Gegensatz zum gesprochenen Wort, den Leser, sie zu entziffern, sie zwingt ihn zu einer interpretatorischen Anstrengung, die dazu führt, dass ein Text nicht von jeder Leserin, jedem Leser gleich verstanden wird.

Totalitarismusverdacht

Wie verträgt sich nun die These von der Subjektlosigkeit der Sprache mit dem Totalitarismusverdacht, dem Roland Barthes die Sprache unterstellt? In seiner Antrittsvorlesung am Collège de France, behauptete er, die alltägliche Sprache sei faschistisch. Wie müsste eine Sprache aussehen, die nicht totalitär ist?

Ich halte *Barthes'* Behauptung für nicht besonders intelligent. Sie wird erst haltbar und diskussionswürdig, wenn man sie auf ihren Kern reduziert, eine Auffassung, die auch von *Foucault* und später *Bourdieu* geteilt wird, nämlich, dass Sprache ein Instrument ist, um Macht auszuüben. Dem liegt das Paradigma zugrunde, dass die Gesellschaft im wesentlichen ein Kampfplatz und die wichtigste Referenz Macht ist. Es wird Macht ausgeübt und Macht erlitten. Das heisst, die Sprache lässt sich nie lösen von Machtverhältnissen. *Pierre Bourdieu* hat diese sprachliche Herr/Knecht-Beziehung in seinem Essay «Ce que parler veut dire» entwickelt.

Foucaults Studie «Überwachen und Strafen» über die Rechtsprechung und den Strafvollzug im Europa des 15. bis 17. Jahrhunderts, lässt deutlich werden, dass der Gebrauch der Sprache die Situation des Anklagten verbessert hat. Heute wird das Geständnis nicht mehr durch Folter erzwungen. Zudem wird das Gesetz nicht mehr dem Wortlaut nach angewendet, sondern es existiert ein Interpretationsrahmen zugunsten des Angeklagten. Zeigt dies nicht, dass es schliesslich doch einzig und allein die Sprache ist, die vor Gericht zur Wahrheitsfindung führt?

Das ist eine Frage der rechtsphilosophischen Perspektive und der Mentalität einer Zeit. Freiheitsentzug kannte das späte Mittelalter und die frühe Neuzeit nicht. Dafür wurde einem Dieb die Hand abgehackt oder einem Lügner die Zunge abgeschnitten, oder es gab die nach grausamen Riten, der Vierteilung etwa, vollzogene Todesstrafe. Was aber für unser Thema wichtiger ist: Während in Kontinentaleuropa

gefoltert wurde, um zu einem Geständnis zu kommen, gab es im angelsächsischen Raum schon den Indizienprozess. Als die Folter wegfiel, trat psychischer, also meistens sprachlich geäusserter Druck an ihre Stelle, die Unterdrückungsmechanismen wurden mithin subtiler, sie fielen aber nicht weg. In der Tat war jedoch eine bedeutende Wende in der Rechtsprechung der hermeneutische, d.h. der interpretatorische Zugang zum Gesetzestext. Dass zu jeder kriminellen Tat individuelle Beweggründe gehören, die das Gesetz nicht abdeckt, weil es ein nicht individualisierbarer Code ist, sondern die von Verteidiger und Richter erkannt werden müssen, hat die Rechtsprechung erheblich humaner gemacht.

Kontextgebundene Wahrheit

Die wissenschaftshistorische Leistung der französischen Poststrukturalisten besteht ohne Zweifel in der Historisierung der europäischen Subjektphilosophie und des radikalen Wahrheitsanspruchs der Sprache. Gibt es Vorbilder?

Friedrich Nietzsche hat die meisten von ihnen inspiriert. *Nietzsche* hat ihren Standpunkt der französischen Denker des «ausserhalb» über die Genealogie der Moral und der Wahrheit definiert, indem er nicht mehr fragte, was ist objektiv wahr, sondern die Pluralität der Wahrheiten zuliess, in dem Masse, wie er Wahrheit als kontextgebunden sah. Das Ziel der philosophischen Reflexion heisst mit *Nietzsche:* Was waren die Voraussetzungen, dass zu einem bestimmten Zeitpunkt der Geschichte diese oder jene Idee als wahr empfunden wurde?

Der Soziologe Pierre Bourdieu, dem Sie viele Publikationen gewidmet haben und zu dessen hohem Bekanntheitsgrad im deutschsprachigen Raum Sie beigetragen haben, hat sich in den letzten Jahren vehement gegen den Abbau des Sozialstaates in Europa gerichtet. Welche Argumente führte er dabei an?

Bourdieu pflegt, im Unterschied zu dem, was vor allem in der deutschsprachigen Rezeption immer wieder zu lesen ist, keine Sympathie zur kommunistischen oder sozialistischen Partei Frankreichs, sondern legt Wert auf die politische Unabhängigkeit seines Urteils. So gehörte er etwa zu den wichtigsten Kritikern der Kulturpolitik *Jack Langs,* dem er vorwarf, nach dem Giesskannenprinzip Mittelmass zu fördern und die Qualität aus den Augen verloren zu haben. Ohne Scheuklappen betrachtet *Bourdieu* den Marxismus als eine Wissenschaft, in der es brauchbare und unbrauchbare Kategorien gibt. Er lehnt etwa das Konzept der «Klasse» völlig ab, weil die «Klasse» eine künstliche Grösse ist und nicht der Realität entspricht. Beim Konzept des «Kapitals» ist *Bourdieu* stark von *Max Weber* und seiner Theorie des sozialen und symbolischen Kapitals beeinflusst. Er entwickelt, wie schon *Foucault,* das Konzept der Intellektuellen-Kompetenz, das im Unterschied zu *Sartres* Vorstellung, den Intellektuellen nicht generell, sondern auf ganz bestimmten Gebieten, auf denen er Kompetenz erlangt hat, zur Einmischung und zum Engagement führt. Vor diesem Hintergrund kritisiert *Bourdieu* nicht etwa den freien Markt, seine Effizienz, sondern den Abbau des Sozialstaats, weil er ihn für eine kulturelle Errungenschaft der westeuropäischen Gesellschaft hält. Wenn die Arbeitslosigkeit dem kapitalistischen Wirtschaften inhärent ist, darf es die kapitalistische Gesellschaft nicht zulassen, so *Bourdieus* Argumentation, dass der Stand der Arbeiter allein die persönlichkeitszerstörerischen Auswirkungen der Arbeitslosigkeit trägt. Der Sozialstaat sei das einzige funktionierende System, das die Lasten gerecht verteile. ✦

Die These vom Tode des Subjekts geht davon aus, dass wir nicht mehr die originellen Schöpfer unserer Werke sind, sondern dass diese sich in die schon bestehenden Diskurse einschreiben bzw. diese fortschreiben.

Eine Auswahl jüngerer Publikationen von Joseph Jurt:
Joseph Jurt (Hg.), Von Michel Serres bis Julia Kristeva, Rombach, Freiburg 1999.
Joseph Jurt et al. (Hg.), Wandel von Recht und Rechtsbewusstsein in Frankreich und Deutschland, Berlin Verlag Arno Spitz GmbH, Berlin 1999 (Studien des Frankreich-Zentrums, Universität Freiburg im Breisgau., Bd. 1).
Joseph Jurt (Hg.), Zeitgenössische französische Denker: Eine Bilanz, Rombach, Freiburg 1998.
Joseph Jurt (Hg.), Algérie–France–Islam, Paris, L'Harmattan 1997.
Joseph Jurt et al., Das literarische Feld. Das Konzept Pierre Bourdieu in Theorie und Praxis, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 1995.
Joseph Jurt (Hg.), Bernanos, Essais et écrits de combat, Tome II, Gallimard, Paris 1995 (Coll. «Bibliothèque de la Pléiade», 423), Kritische Edition.